

Der Tote vom Jagen 3453

Vor achtzehn Jahren wurde in einem Wald bei Berlin die Leiche eines unbekanntes Mannes gefunden. Die Spur führt in die Zeit des Kalten Kriegs zurück

Andreas Förster

BERLIN. Für kurze Zeit bekam der Tote vom Jagen 3453 wieder ein Gesicht. Eine Rechtsmedizinerin hatte es aus Knete geformt und über seine Schädelknochen gelegt. Die Fotografien des modellierten Kopfes zeigen ein sanftes Antlitz. Die Haare sind aus der leicht fliehenden Stirn zurückgekämmt, von den Nasenflügeln ziehen sich kleine Falten zu den Mundwinkeln hinunter. Die dunklen Glasaugen schauen ins Leere.

Jetzt liegt der Schädel wieder nackt und bloß in einem Behälter in der Frankfurter Rechtsmedizin. Zusammen mit den anderen Knochen, die Spaziergänger vor achtzehn Jahren in einem Waldstück zwischen den Orten Strausberg und Hennickendorf, eine halbe Autostunde von Berlin entfernt, entdeckten. Die Gebeine lagen in den Längen Dammwiesen, einem moorigen Naturschutzgebiet.

Als die Beamten der Mordkommission aus Frankfurt/Oder an jenem 27. Februar 1991 ihre Ermittlungen aufnahmen, konnten sie nicht ahnen, dass die Leiche dort auf Jahre hinaus ihr rätselhaftester Fall bleiben würde. Denn noch heute weiß die Polizei nicht, wer der Tote vom Jagen 3453 ist, wie er ums Leben kam und wer ihn vergraben hat.

Fest steht, dass das Verbrechen in die Zeit vor der Wende 1989 zurückreicht. Irgendwann zwischen 1981 und 1988 muss die Leiche in dem Waldgebiet verscharrt worden sein, sagen die Rechtsmediziner. Dieser Ort lag damals allerdings inmitten von militärischen Sperrgebieten. Einige Indizien deuten zudem darauf hin, dass der Unbekannte vor seinem Tod in Westberlin gelebt hat und Vorfahren haben könnte, die aus Italien stammen. Das macht den Fall so mysteriös.

War der Tote das Opfer eines Raubüberfalls oder eines Eifersuchtsdramas im Westteil der Stadt? Wurde die Leiche dann heimlich über die Grenze transportiert und im Osten versteckt? Oder steckt gar eine Geheimdienstoperation dahinter? Wurde hier ein Agent aus dem Weg geräumt?

Kommissar Halbach sitzt an seinem Schreibtisch und streicht mit der Hand über die Akte des unbekanntes Toten. "Der Fall wird nicht vordringlich von uns bearbeitet", sagt er. Michael Halbach ist Kriminalist in der Frankfurter Mordkommission. Ein ernster Mann, Mitte dreißig und sehr vorsichtig in seiner Wortwahl. "Das heißt natürlich nicht, dass wir uns nicht kümmern", schiebt er eilig nach. "Aber das sind eben Vorgänge, die holt man raus, wenn gerade nichts zu tun ist, und dann schaut man, ob sich möglicherweise ein neuer Ermittlungsansatz ergibt." Das können Spuren aus anderen Fällen sein, Zeugenaussagen in aktuellen Verfahren. Manchmal ruft auch jemand an und erzählt plötzlich was. "Aber hier", sagt Halbach und tippt auf die Akte, "gibt es nichts."

Als die Leiche gefunden wurde, lag sie nur dreißig Zentimeter tief im Waldboden. Das Grab befand sich auf einer Anhöhe, die mit hohen Kiefern und jungen Buchen bewachsen ist, in Sichtweite eines alten Bahndammes, der von der zwischen Berlin und dem polnischen Kostrzyn verkehrenden Oderlandbahn abzweigt.

Zu DDR-Zeiten ein Trampelpfad, ist der alte Bahndamm heute zum Wanderweg ausgebaut. Um auf die Anhöhe zu gelangen, muss man eine steile Böschung hinabklettern und durchs dichte Unterholz steigen. Nur wenige Meter weiter beginnen die tückischen Moorwiesen, ein zweireihiger Stacheldrahtzaun soll Neugierige fernhalten.

Woran der Mann starb, will Kriminalkommissar Halbach nicht sagen. Aus ermittlungstaktischen Gründen, wie er erklärt. "Wir gehen aber davon aus, das es sich um ein Gewaltverbrechen handelt", sagt er. Was auch der Grund sei, dass man den Fall weiterhin nicht abschließen wird. "Mord verjährt nicht", sagt Halbach knapp.

Spuren fanden die Ermittler damals nur wenige am Fundort. Die Leiche trug lediglich eine verrottete braune Trainingshose und eine goldene Armbanduhr - sonst nichts.

Die Trainingshose schien zunächst ein wichtiger Anhaltspunkt zu sein, da die Sportbekleidung der der DDR-Volksarmee ebenfalls diese braune Farbe hatte. Und in der Umgebung des Fundorts lebten viele Armeeingehörige, weil rings um Strausberg, dem Sitz der DDR-Militärführung, etliche Objekte der NVA angesiedelt waren. Noch heute sieht man in der Gegend alte Männer in den braunen Trainingsanzügen. Doch ob es sich bei der Hose des Toten tatsächlich um solch ein Armee-Stück handelt, ließ sich von den Kriminaltechnikern nicht mehr eindeutig feststellen - der Stoff war zu stark verwittert.

Eine verheißungsvollere Spur schien die Armbanduhr zu sein, die noch am Handgelenk des Skeletts zu finden war. Es handelt sich um ein Schweizer Modell der Marke Cornavin. Auf ihrer Rückseite sind Buchstaben und Zahlen eingeritzt, die Reparaturzeichen eines Uhrmachers. Diese Zeichen führten die Ermittler zu einem Juwelier in der Turmstraße in Berlin-Moabit. Der Angestellte des Geschäfts konnte sich sogar noch an die Uhr erinnern, die er im Jahr 1981 repariert hatte - jedoch nicht an den Kunden, der sie damals vorbeibrachte.

Noch ein weiteres Indiz ließ darauf schließen, dass das Opfer aus dem Westteil Berlins kam. Der Mann trug eine Keramikbrücke im Oberkiefer, wie sie in der DDR unüblich war. Zahnärzte, denen die Polizei die Prothese vorlegte, konnten deren Herkunft sehr genau eingrenzen: Solch Material und Herstellungsart seien typisch für Dentalarbeiten in den Siebzigerjahren in Westberlin, sagten sie.

Doch weiter kamen die Ermittler zunächst nicht. Denn weder die Akten von vermissten Personen in Deutschland und dem westeuropäischen Ausland noch die Unterlagen der DDR-Staatssicherheit lieferten einen Hinweis darauf, wer der unbekannte Tote sein könnte. Und auch auf die Zeitungsberichte über den Leichenfund meldete sich niemand. Im Jahr 1995 schlugen die Beamten die Akte zu und legten sie bis auf weiteres ins Archiv.

Erst sieben Jahre später kam neue Bewegung in den Fall. Auslöser war ein Rechtshilfeersuchen aus der Schweiz. Bei der Polizei in Bern war kurz zuvor ein Brief eingegangen, dessen Absender behauptete, dass es sich bei dem unbekanntem Toten um den Schweizer Staatsbürger Carl Doser handelt.

Das Schreiben elektrisierte die Schweizer Behörden. Doser ist eine der meistgesuchten Personen in der Schweiz, seit Ende der Siebziger- Jahre gilt er als vermisst. Er soll in eins der schrecklichsten Gewaltverbrechen der Schweizer Kriminalgeschichte verstrickt sein - die Ermordung von fünf Menschen in einem Wochenendhaus im solothurnischen Juradorf Seewen zu Pfingsten 1976. Das Motiv der Bluttat, bei der zwei Frauen und drei Männer mit Kopfschüssen regelrecht hingerichtet wurden, ist bis heute ungeklärt. Die Mordwaffe fand man erst 1996, in einem Versteck in Dosers früherem Wohnhaus.

Das Bundeskriminalamt, bei dem die Schweizer Bitte um Rechtshilfe gelandet war, forderte im Sommer 2002 in Frankfurt (Oder) den Schädel des unbekanntem Toten an. Inzwischen gab es neue wissenschaftliche Methoden, um etwa die DNA von skelettierten Leichen zu analysieren und sie mit vorhandenen Mustern zu vergleichen.

So kam der Schädel aus Frankfurt zu Susanne Hummel, in das Institut für Anthropologie der Universität Göttingen. "Eines Tages stand ein BKA-Beamter bei mir im Büro mit dem Schädel", erinnert sich die Wissenschaftlerin. Ungewöhnlich sei dies gewesen, weil Skeletteile zur Untersuchung sonst meist per Post oder Kurier in das Institut geschickt werden. "In diesem Fall erläuterte man mir auch nicht wie üblich den Hintergrund des Vorgangs, die ganze Sache wurde behandelt wie ein Staatsgeheimnis."

Sabine Hummel ist eine resolute und angesichts ihres Berufes recht fröhliche Frau. Ihr Büro liegt im Untergeschoss des Institutsgebäudes. Wer zu ihr will, läuft an Glasschränken vorbei, in denen eingeschlagene Schädel, ungewöhnlich gebrochene Knochen und südamerikanische Hockmumien ausgestellt sind. "Wir haben wirklich ein paar schöne Stücke hier in unserer Sammlung", sagt die 50-Jährige.

Von dem Toten aus Brandenburg erstellte sie zunächst ein DNA-Muster. Das Analysematerial entnahm sie aus den Zahnwurzeln. "Darin ist zwar nicht viel DNA enthalten, aber dafür in sehr guter und reiner Qualität", erklärt sie.

Als Vergleichsmaterial stand ihr das DNA-Profil zweier Halbbrüder des vermissten Schweizer zur Verfügung. Doch das Ergebnis war negativ, keine Übereinstimmung.

Der Tote konnte nicht Carl Doser sein. Auch die Suche in anderen DNA-Datenbanken im deutschsprachigen Ausland sowie in Italien, Frankreich und den Niederlanden brachte keinen Treffer.

Ganz umsonst aber war die Genanalyse dennoch nicht. Sabine Hummel fand heraus, dass die männlichen Vorfahren des unbekanntem Toten mit einiger Wahrscheinlichkeit aus Ligurien stammen, einer norditalienischen Provinz. Den Hinweis darauf lieferten die so genannten Y-chromosomalen Haplotypen im DNA-Muster des Toten. Dieser Teil des Erbmaterials wird

ausschließlich auf der männlichen Linie einer Familie weiter gegeben und verändert nur alle eintausend Jahre einzelne Bestandteile. Mittlerweile gibt es eine europaweite Y-Haplotypen-Datenbank, aus der sich eine regionale Verteilung bestimmter Muster ergibt. Und solch ein Muster, wie es der Tote aus dem Jagen 3453 hatte, ist in dieser Datenbank bislang nur in Ligurien nachgewiesen worden.

Doch für die Ermittler in Frankfurt/Oder hatte diese Erkenntnis nur einen geringen Wert. "Das muss ja nicht heißen, dass der Tote selbst aus Ligurien stammt, sondern nur, dass seine Vorfahren Italiener waren", sagt Kommissar Halbach.

Nach dem Ergebnis der DNA-Untersuchung stellten die Schweizer Behörden und das BKA ihre Ermittlungen ein. In Frankfurt/Oder aber unternahm man nun einen neuen Anlauf, das Geheimnis um den Toten zu lüften. Im Jahr 2003 schafften zwei Beamte den Schädel nach Frankfurt am Main, in das Institut für Rechtsmedizin der Uniklinik. Eine Spezialistin dort sollte dem Toten ein Gesicht geben.

Die Frankfurter Rechtsmedizinerin Constanze Niess brauchte dafür damals knapp drei Wochen. Die junge Frau mit der blonden Kurzhaarfrisur ist die einzige Medizinerin in Deutschland, die solch eine Rekonstruktion noch mit Knete macht. Andere arbeiten mit Zeichnungen und Computermodellen. Auch das Gesicht von Johann Sebastian Bach, das im vergangenen Jahr rekonstruiert werden konnte, ist am Computer entstanden.

Die Bach-Arbeit hält Constanze Niess für gelungen. Dennoch ist die selbstbewusste Medizinerin davon überzeugt, dass ihre Skulpturen lebensechter wirken. Damit funktionieren auch die "trigger recognition" besser, sagt sie. Trigger ist der englische Begriff für den Auslöser bei einem Fotoapparat, recognition heißt Wiedererkennung. "Es soll klick machen, wenn einer das erste Mal auf die Skulptur schaut, er soll sich sagen, hej, den kenne ich irgendwo her." Dann komme er vielleicht auf ein Detail, das hilft, dem Gesicht auch einen Namen zu geben.

Das Büro von Constanze Niess liegt im Keller ihres Instituts, gleich neben den Sektionsräumen. Die metallenen Seziertische sind frisch ab gespült. "Wir hatten heute gut zu tun", sagt sie etwas lässig. An den Schädel aus Brandenburg kann sie sich noch gut erinnern. "Der ist mir prima gelungen", sagt sie.

Von einem Wandregal, wo der Knetkopf damals stand, holt sie einen anderen Schädel herunter, dessen Gesicht bislang erst zur Hälfte modelliert ist. An der noch offenen Schädelseite sind kleine weiße Stifte zu erkennen, die auf den Knochen aufgeklebt sind. "Das sind Abstandshalter, die an genau definierten Stellen des Knochens angebracht werden und dort die Dicke des Weichteilgewebes vorgeben", erklärt sie. Wie dick das Gewebe an den einzelnen Positionen sein muss, wisse man aus anatomischen Studien. Die Stifte sind zwischen vier und sieben Millimeter lang und werden von ihr an 16 Stellen des Gesichtsknochens angebracht. "Dann fülle ich die Zwischenräume mit der Modelliermasse aus, einer Knete auf Ölbasis."

Die Knete lässt sich leicht formen, was vor allem wichtig ist, wenn sie die Nase und den Mund modelliert. "Beim Mund etwa hat man zwar Breite und Höhe der Lippen als einen festen Wert", sagt sie. "Aber wie die Lippen aufeinander treffen, welche Mundwinkel sich bilden, da gibt es

immer wieder neue Möglichkeiten, die man ausprobieren muss, ohne sich jedoch in Details zu verlieren." So eine Gesichtsrekonstruktion sei daher immer auch ein schöpferischer Akt. "Eine hundertprozentige Detailtreue kann es dabei zwar nicht geben. Aber eine ausreichende Ähnlichkeit ist wichtig."

In drei anderen Fällen, in denen die Rechtsmedizinerin zuvor Schädel rekonstruiert hatte, funktionierte der "Trigger". Einmal war es ein Brandopfer, das nach der Rekonstruktion seines Gesichts schon wenige Tage nach der Veröffentlichung der Fotos wiedererkannt wurde. Auch die Identität eines ebenfalls längere Zeit im Wald vergrabenen Mannes konnte dank ihrer Arbeit festgestellt werden.

Nur bei dem Toten aus Brandenburg hat es bisher bei niemandem klick gemacht. Die Fotos von dem Modellkopf und der Schweizer Uhr kann man sich auf der Internetseite der Frankfurter Polizei anschauen, unter der Rubrik Fahndungen. "Wir können jetzt nur noch darauf warten, dass irgendwann das Telefon klingelt und jemand sagt, ‚ich kenne ihn‘", sagt Kommissar Halbach. Bis dahin bleiben die Gebeine weiter in der Rechtsmedizin, als Beweismittel. Erst wenn der Fall abgeschlossen ist, kann der Tote Ruhe finden.

Foto: Die Leiche trug nur eine verrottete braune Trainingshose und eine goldene Armbanduhr, sonst nichts.

Foto: Das Büro von Constanze Niess liegt im Keller ihres Instituts, gleich neben den Sektionsräumen. Die metallenen Seziertische sind frisch ab gespült.

Foto: Ein mysteriöser Mord: Der Modellkopf des unbekanntes Mannes, der 1991 in der Nähe von Berlin gefunden wurde, entstand nach Vorlage der Schädelknochen in der Rechtsmedizin von Frankfurt/Main. Bisher hat ihn noch niemand wiedererkannt.